



Nicola Denis

**Wo die Kaffeekirschen
leuchten**

Roman

Friedenauer Presse

Für Johanna und Lou

Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, dass die natürliche angemessene stimmige Form des Romans die eines Beutels, einer Tasche sein könnte. Ein Buch fasst Wörter. Wörter fassen Dinge (...). Es gibt noch immer Samen zu sammeln und Platz im Sternenbeutel.

Ursula Le Guin

Ohne den großen Erzähler wird die große Erzählung in den Zustand des Zählens zurückgesetzt, was keinen Rückschritt bedeutet. Wer sagt, dass das Zählen nicht zählt? In der Welt der Vielfalt muss gezählt und aufgezehlt werden.

Yōko Tawada

ÜBERFAHRT

Sie sitzt am Sekretär ihrer Tante Elsbeth und nutzt die Galgenfrist für einen ersten Gruß an die Eltern. Drei Tage später als geplant soll die *Carona* ablegen, ein dichter Nebelteppich breitet sich zwischen sie und die große Ferne. Seit über einer Woche sind sie nun nach dem Hochzeitsfest von ihren Familien getrennt, haben in Düsseldorf vom Lieblingsonkel und in Osnabrück von Schnee und Tannenbäumen Abschied genommen. Jede einzelne Station ihrer Flittertage, ihrer gemeinsamen Deutschlandreise von Ludwigshafen in den Norden hat sie sorgsam in sich verwahrt, die ausgelassenen Abende mit den Cousins, den vorerst letzten rheinischen Sauerbraten, viel Kaffee und Kuchen und wenig Schlaf. Jetzt, da es fortgeht, spürt sie erst, wie fest verwurzelt sie ist, hofft, dass dieses Band zur Heimat der Zerreißprobe standhalten wird, dass es sich bis weit über den Atlantik spannen lässt. Schließlich hat sie auch das Jahr der Trennung zu ihm überstanden. Schon im vergangenen Winter war er nach Kolumbien geflogen, hatte in Tunja seine Dozentenstelle angetreten und dort ohne

sie ausgeharrt, bis er vor zehn Tagen endlich – auf Freierssschwingen, dachte sie – zu ihr geflogen und in Ludwigshafen ihr Ehemann geworden war. Ganze Nachmittage hatten sie damals vor seinem ersten Abflug in ihrem Studentinnenzimmer in Wesseling diskutiert, ob er nach dem Verlobungsjahr endgültig wieder nach Deutschland zurückkommen oder lieber sie ihm folgen würde, sobald sie geheiratet hätten. Sie hatten Vor- und Nachteile abgewogen, wohlweislich mit niemandem sonst gesprochen – ihr Vater vor allem wäre alles andere als erfreut, wenn sie ihr Geigenstudium vor dem Konzertexamen abbrechen würde –, bis sie irgendwann seine Hand genommen hatte: Sie könnten noch so viele vernünftige Argumente sammeln, es laufe doch immer auf das Gleiche hinaus, sie wolle dort mit ihm zusammensein, wo es ihn hinziehe, und wenn es in Bonn als Geologe keine interessanten beruflichen Perspektiven für ihn gebe, reise sie als seine Ehefrau mit ihm auch ans andere Ende der Welt. Am darauffolgenden Tag hatte sie ihm ein blau eingebundenes Notizbuch geschenkt, in dem er sämtliche Etappen seiner Flugreise von Frankfurt über Paris nach Barranquilla festgehalten hatte und das einer seiner Kollegen ihr zwei Monate später in Ludwigshafen vorbeibrachte. Kolumbien, das sie meist, wie früher, noch mit C schrieb, war ihr in den Tagen nach seiner Abrei-

se wie ein ferner Planet erschienen. Als aber seine ersten Briefe eintrafen und sie sich allmählich von allem ein Bild machen konnte, kam ihr das Land, das nun ein Stück weit auch seines war, manchmal sogar greifbar nah. Und ebenso soll es jetzt den Eltern und Geschwistern ergehen, denen sie – das übernimmst du doch sicher mit deiner Leica, fragt sie zum Sofa hin, wo es hin und wieder hinter dem *Hamburger Abendblatt* raschelt – eifrig zu fotografieren verspricht. Ein Band aus Worten und Bildern. Schreibend beginnt sie es zu knüpfen.

Als er im letzten Jahr alleine drüben gewesen war, hatte der große Überseekoffer bis Ende Juli gebraucht, um dem seit Monaten wartenden Besitzer nachzureisen. Gottlob war dank der vielen Giftschilder, die er mit seinen vorausschauenden Schwestern darauf gepappt hatte, nichts entwendet worden. Und zum Glück hatten die Stuttgarter Schwägerinnen auch jetzt wieder beim Listenmachen, Einkaufen, Abhaken und Packen geholfen. Immerhin nach Hamburg hatte alles unversehrt seinen Weg gefunden, vor ein paar Tagen konnten sie sich auf der Gepäckstelle der Hapag davon überzeugen, bevor die Kisten es noch unvorstellbare neuntausend Kilometer bis nach Barranquilla und von dort hoch auf die Berge nach Tunja schaffen mussten. – Ach ja, gibst du mir mal bitte den Prospekt der Alpine Line, damit die anderen sich vor-

stellen können, wie unsere Kabine aussehen wird? Sie umkringt die Nummer 6 backbord, dort seien sie ungestört, sogar Geige werde sie üben können, habe man ihr gesagt. Und da gerade Onkel Gustav hereinlugt und sie zum roten Matjessalat ruft, verabschiedet sie sich mit einer inneren Umarmung, ihrer letzten vom Festland: *Lebt wohl, lebt wohl, dass wir Euch alle bald gesund und froh wiederssehen dürfen und behaltet uns allezeit lieb, wie wir auch Euch stets lieb behalten. Und betet für uns. Das wird uns allezeit nottun, und habt Dank, immer wieder Dank für alles, alles.*

Knapp siebzig Jahre später reise ich meinen Eltern nach. Ihre Zeit als jungverheiratetes Paar in Kolumbien ist mir nur aus Erzählungsfetzen vertraut, aus vereinzelt Andeutungen, die sie eher untereinander als mir gegenüber machten – damals in Tunja, weißt du noch, und dann fielen meist eine Reihe von Orts-, Vor- und Nachnamen, die irgendwann, seltsam konturlos, zu meiner Kindheit gehörten. Es gab ein Album mit kleinen, gezackten Papierabzügen, die viel Natur und schwarz-weiße Baudenkmäler enthielten, hin und wieder die unbegreiflich jungen Eltern, die damals noch lange keine waren, und manche der fremden Vor- und Nachnamen. Ein scheinbar abgeschlossenes Kapitel, dem meine Eltern offenbar nichts hinzuzufügen hatten. Im Ge-

genteil, sie wollten sich ausdrücklich nicht mehr auf die Spuren ihrer Zeit in Kolumbien begeben, fürchteten die gewaltsamen Zustände dort und erkundeten stattdessen in den Sechzigerjahren die christlichen Klöster und Kunstschatze Spaniens. Auf den Beistelltischen meiner Kindheit standen ein schlichter Silberleuchter, eine nach aromatischen Zigarren duftende, mit Holz ausgekleidete Silberdose sowie ein silberner Aschenbecher mit vier Einkerbungen. Um das mütterliche Handgelenk schloss sich fast täglich ein ornamentierter Silberreif, um den Hals oft eine Kette aus runden oder spitz zulaufenden Türkisen, und in der Adventszeit wurde die gehämmerte Silberschale für die Weihnachtsplätzchen aus ihrer Schutzhülle hervorgeholt. Greifbare Zeugen jener kolumbianischen Elternvergangenheit, in der mein Vater noch geraucht und seine junge Frau mit indigenen Schmuckarbeiten erfreut hatte, die später in Europa als ausgesprochen apart galten.

Erst in jüngster Zeit fiel mir ein anderes Vermächtnis in die Hand, das schon seit einer Weile unbeachtet in einem Schrank mit Familiendokumenten lagerte: zwölf Pappschnellhefter von Leitz, in verblichenem Rot, Gelb, Blau und Grün, von meiner Großmutter mütterlicherseits mit Jahreszahlen beschriftet. Seite um Seite des dünnen Luftpostpapiers hatte sie säuberlich gelocht und

abgeheftet, Zeitungsartikel ausgeschnitten und Programmhefte dazwischengeschoben, als dächte sie schon an die künftige Leserin. Ob sie die Briefe ihrer Tochter selbst noch einmal überflog, zumindest beim Abheften? Und wann hatte sie all diese Seiten so umsichtig angeordnet; sobald sie eingetroffen, vorgelesen und herumgezeigt worden waren, oder doch erst später? Die Hefter reichen vom Aufbruch meiner Eltern nach Kolumbien bis lange nach meiner Geburt im Jahr 1972.

Allein die schiere Menge ihrer sogenannten Wochenbriefe, die bis zu zehn, zwölf Seiten umfassen konnten, ist beeindruckend. Die Akkuratess, die trotz der Vorbehalte der Schreiberin gegen die eigene *Sauklaue* aus den Hunderten manuell entstandener Seiten spricht. Die Disziplin der Bandknüpferin, mit der sie sich Woche um Woche hingesetzt und aus ihrem Leben nach Deutschland geschrieben hat, nicht nur an Eltern und Geschwister, sondern auch an Bekannte, Freundinnen, ehemalige Lehrer, Tanten, Großonkel, Gemeindepfarrer; die Lebendigkeit ihrer Schilderungen, die noch Jahrzehnte später plastische Bilder heraufbeschwört. War die vorausseilende Stilisierung zur Anekdote ihr ein Halt? Es sind Briefe einer wohlerzogenen, liebenden Tochter an die eigene Mutter, Zeilen einer Schreiberin, die ihre Sprache auf das Familienidiom abstimmt;

auf die ältere Generation und gleichzeitig auf die jüngeren Geschwister. Beim Lesen höre ich sie am Esstisch meiner Großeltern am Ludwigshafener Richard-Wagner-Platz plaudern, wo noch in den Siebzigerjahren alle gern zur Maggiflasche griffen und ihre Wirtschaftswunderbäuche mit gestärkten weißen Servietten, die mit einer silbernen Klemme am Kragen befestigt wurden, vor den Essensspritzern schützten.

Am nächsten Tag frühnachmittags lichten sie die Anker. Die imposante Statur des Onkels und die zierliche, mit Hut und Schleier bekrönte Silhouette der hanseatischen Tante verschwinden noch vor den weißen Taschentüchern im Nebel. Nach einer halben Stunde Fahrt kommt endlich Licht in die graue Suppe, und so stehen sie bis zum Sonnenuntergang noch lange gemeinsam an Deck und schauen in die Elblandschaft, auf die Feuchtwiesen und sandigen Uferstellen, winken einem Kind mit roter Mütze und Schal zu, küssen sich verstohlen, sobald sie sich unbeobachtet glauben. Die erste Etappe ist überschaubar: Nach vierundzwanzig Stunden legt die *Carona* in Bremen an. Außer ihr und ihm ist in Hamburg nur ein weiterer Passagier zugestiegen, in Bremen werden sie vier, in Antwerpen zehn und damit schon vollständig sein. Die dreißig Mitglieder der Besatzung

sprechen fast sämtlich Deutsch, da fällt ihr die Konversation doch leichter, wenn sie um acht Uhr morgens, der Kapitän ist auf guten Ton in seiner Messe bedacht, zum Läuten des Gongs alle frisch gekämmt am Frühstückstisch sitzen. Oft legt sie sich danach noch einmal hin, zieht den braunen Reisewecker auf, klappt das Lederetui zu einem Dreieck auf, lauscht dem Summen der Motoren in der sanft wogenden Koje, der zerfließenden Zeit, genießt ihre Pflichtvergessenheit. Zum Spanischlernen hat sie noch gut vier Wochen, redet sie sich zu, die wenigen anfallenden Hausarbeiten wie Bügeln und Ausbessern erledigt sie en passant, und auch das Waschen geht ihr dank der Tube Rei, die Tante Elsbeth ihr vorsorglich mitgegeben hat, schnell von der Hand. Sie lässt ihren Blick über die Nummer 6 schweifen, in der sie es sich immer heimeliger machen. Auf der Frisiertoilette stehen die Maiglöckchen von Onkel Franz, die mitten im Winter ein Vermögen gekostet haben müssen. Den Koffer hat sie inzwischen ausgepackt, Stück für Stück, die guten Blusen, die Hüfthalter und wollenen Unterhemden, hat alles sorgsam geglättet in die Schrankfächer gelegt. Aus dem Gebetbuch auf dem Nachttisch ist ihr der Brief ihres Ludwigshafener Gemeindepfarrers entgegengefallen, den ihre Mutter nach der Trauung säuberlich gefaltet hineingelegt hatte. Bisher hat sie noch gar keine

Zeit gehabt, ihn eingehender zu lesen, und folgt nun staunend den blumigen Höhenflügen ihres einstigen Kommunionspfarrers: In der Ehe gebe es *keine Generalprobe, sondern nur eine Meister-Aufführung. Ein da capo oder nur ein dal segno ist ausgeschlossen. Er wird dein Herr sein, aber du nicht seine Dienerin, sondern Euer Leben wird sein eher ein Spiel auf zwei Klavieren (oder sogar auf einem), als ein bloßes Begleiten des herrscherlichen Solo-Instrumentes*. Klavier hat sie noch nie so recht gemocht, denkt sie. Der *neue Maestro* in ihrem Leben jedenfalls kann selbst keine einzige Note spielen, aber liebt Musik genauso innig wie sie, wenn sie erst einmal drüben sind, wollen sie sich einen Schallplattenspieler und ein paar erste Aufnahmen kaufen, vielleicht gibt es ja schon die Einspielung des Bach'schen Doppelkonzerts mit Menuhin und Oistrach. Er ist mit dem Fernglas draußen auf Deck, hat sich aber vorher noch einen Spaß daraus gemacht, ihren Bademantelgürtel an der Deckenleuchte zu befestigen, damit sie die Schwankungen nicht nur spüren, sondern auch sehen kann, und so werden im wattigen d-Moll und dem betörenden Duft der Maiglöckchen ihre Lieder langsam schwer und schwerer.

Während meine Mutter in ihrer Kojе in den Halbschlaf gleitet, versuche ich mich einzudenken in ihre neue Welt. Mich einzuschreiben in ihren Auf-

bruch, mich zwischen sie und ihn zu schreiben, heimliche Beobachterin ihrer damaligen Lebensumstände, die auch meine hätten werden können. Anhand einer reichen, nicht für mich bestimmten Korrespondenz kann ich am Leben meiner noch kinderlosen Eltern teilhaben; kann mir zurechtlegen, wie sie miteinander und mit ihrer Zeit lebten. Eigentlich hätte ich Akteurin dieses Geschehens sein, hätte sie und ihn schon damals zu Eltern machen sollen, bleibe aber nur Zuschauerin. Übersetzerin. »Aus unerfindlichem Grund ist die Schwermut mit Freude durchmischt, schreibt der Franzose Charles Masson«, 1697 in seiner Kompositionslehre über die Tonart d-Moll. Wie gemacht sah Rousseau sie für das Ernsthafte, »pour le sérieux«. Bachs Chaconne, Mozarts Königin der Nacht, sein Requiem. Es ist die Tonart, in der ich meine Mutter Abschied nehmen höre von einem zerbombten Land. Die ich noch immer mit ihr verbinde, weil sie das Doppelkonzert, in meinen Kinderohren ein durchaus beschwingtes Stück, auch später noch gern spielte. *Nicht sonderlich hüpfendes, sondern fließendes* lasse sich aus diesem Ton setzen, der *nebst der Hurtigkeit eine wunderbare Gravität* habe, heißt es nicht lange nach Masson beim Hamburger Kapellmeister Johann Mattheson. Ich versuche, in dem Getragenen das Leichtfüßige, Beschwingte mitzulesen, das dieser Aufbruch für

sie auch bedeutet haben muss. Ungläubig überfliege ich den Brief des Gemeindepfarrers, zögere, ihn wiederzugeben, fürchte, er könnte, einmal auf heutiges Papier übertragen, aus der Zeit gefallen klingen. Immer wieder stellt sich bei der Lektüre ihrer Briefe diese Frage: Kann ich das, was ich dort lese, genauso nieder- und wiederschreiben? Darf ich manches auslassen, ohne sie zu verraten? Wörter, die ich nicht übernehmen mag, von Europäern geäußert, die ihren Kontinent noch immer für den alten und insgeheim wahren halten; von zwei aufrechten jungen Menschen, die ein gläubiges Elternhaus davor bewahrt hat, dem Fanatismus der Nazis zu verfallen, deren Sprache aber etliche Schlacken mit sich führt, feinkantige kleine Ablagerungen. Gedankenlos zu Papier gebrachte Einzelworte, die ihnen in der allgemeinen sprachlichen Umnebelung in Fleisch und Blut übergegangen sind, »unbemerkt verschluckt«, schreibt Victor Klemperer, »wie winzige Arsendosen«. Muss ich im Gegenteil manches auslassen, um sie nicht – auch das eine Redewendung der Elternsprache, eine harmlose indes – in die Pfanne zu hauen und ein Stück weit vor sich selbst und vor uns in Schutz zu nehmen?

Lange war ihr Schlaf, der Schlaf der ewig Wachsamten, die mit den kleinen Geschwistern Nacht für

Nacht in den Luftschutzkeller gemusst hatte, nicht so tief. Der Seegang ist merklich heftiger geworden, manchmal ist ihr schon jetzt hundeelend, sie fürchtet das offene Meer, wenn sie die Schelde hinabfahren und Europa hinter sich lassen werden. Schlafen jedoch kann sie bei Seekrankheit besser denn je. In Antwerpen gibt es eine Hapag-Agentur, sie muss an die Tage im Kinderheim auf dem Donnersberg denken, vor dem Krieg, als sie und ihre vor Heimweh vergehende kleine Schwester der Postausgabe entgegenfieberten. Genauso gespannt sitzt sie nun neben dem Funker im Salon, der den eingegangenen Stapel durchsieht, reißt ihm plötzlich einen vom Vater beschrifteten Umschlag aus der Hand, liest begierig, die schnoddrigen Grüße des jüngeren Bruders, die mütterliche Sorge, geht, noch immer lesend, zurück in die Nummer 6 und schreibt sich, während die *Carona* die Südroute einschlägt, gleich wieder den Ihren entgegen, *immer noch – nein jeden Tag mit noch mehr und noch stärkerem Vertrauen folge ich nun Winfried nach dem fernen Tunja und ich bin – das schließt Heimwehstunden nach Euch Lieben nicht aus – sehr tief glücklich*. Ihr Vertrauen scheint belohnt zu werden, die Schreckensmeldungen von Unwettern in der Nordsee sind nur gerüchteweise zu ihnen geschwappt und die Schelde trägt sie sicher in die Weite des Atlantiks. Sie fühlt eine wohlige Entspannung, ein Los-

lassen im zeitlosen Raum, in dem sie Verantwortung abgeben darf. Und dann der Whisky gestern Abend beim Bordfest, viel gelacht haben sie, vor allem über ihre eigenen Stimmen, die sie mit dem Bandaufnahmegerät eingefangen haben, wie die Märchentante aus dem Kinderfunk, hätte Poff, ihr kleiner Bruder, der inzwischen auch fast fünfzehn ist, früher gesagt. Sie kommen gut miteinander aus an Bord – backbord die deutschen, steuerbord die holländischen Passagiere –, besonders amüsant ist es mit der Ungardeutschen, die gerade dem Exgemahl nach Venezuela hinterherreist und kein Blatt vor den Mund nimmt, bevorzugt dann, wenn der Oberstewart in Hörweite ist, ein Schweizer, der sich jeglicher Mehrarbeit mit einem »Das führen wir erst gar nicht ein« verweigert. Heimlich tut ihr dafür der zweite Stewart manch einen Gefallen, schiebt ihr ab und zu einen weiteren Nachschisch zu und achtet darauf, dass sie nicht allzu oft neben dem Wuppertaler Kaufmann mit der Hornbrille zu sitzen kommt, in dessen Gesellschaft ihr ungewohnt schnell die Worte fehlen.

Besonders freut sie sich an den Sonnenuntergängen, die ihr niemals eintönig erscheinen, schier unbegrenzte Schattierungen entfalten. Unterdessen bekommt sie auch selbst Farbe, richtig sonnverbrannt ist sie in den immer wärmeren Breitengraden mit ihrer hellen Haut, ihm gefällt

das, sagt er lachend, und ihr gefallen diese Nachthimmel, wie in einem Märchen aus *Tausendund-eine Nacht*, und auch das Nachtwasser mit den phosphoreszierenden Fischen, in den Wellen ein ebensolches Geflimmer und Gefunkel. Sehen und Schauen, so gründlich wie an seiner Seite hat sie das noch nie getan, noch nie so lange. Und immer wird es belohnt. – Weißt du, ich wundere mich fast ein bisschen über mich selbst. All das Bange, als du letztes Jahr fort warst und ich so oft nicht schlafen konnte, und dann die Sorgen der Eltern, die gut gemeinten Ratschläge der Bekannten ... – Vielleicht schwimmst du dich gerade ein bisschen frei? Er streicht ihr eine Strähne aus der Stirn, die der Wind ihr immer wieder aus dem Haarnetz weht, und denkt, wie blau ihre Augen hier sind, im Spiegel von Wasser und Himmel, wo sie im Reisepass doch graublau hatte eintragen lassen. Während sie den Blick nicht von den fliegenden Fischen und grünlichgelben Tangpflanzen wenden kann, reicht er ihr das Fernglas, hier, das müssen die Azoren sein, und sie folgt dem Blick nach oben und in die Ferne: *Das gehört wohl mit zu meinen reinsten Freuden, dieses gesehen zu haben. Aus dem Blau endlich wieder ein grünes Land aufsteigen zu sehen. Diese weichen Matten und die kleinen weißen Dörfer, die darauf verstreut lagen. So viel Grün, ein so strahlendes Weiß hat sie lange nicht mehr erlebt, die Alltagslandschaft ihrer*

letzten Jahre ist von den Rohrleitungen, Pumpen und Turbinen in Wesseling bestimmt gewesen, von den klaffenden Kirchen in Köln, den Trümmerresten, über die sie mit ihrem Geigenkasten die provisorisch im Palais Oppenheim untergebrachte Musikhochschule erklettert hat. Abends dann, sie versucht gerade mit geröteten Wangen dem Wuppertaler das Gesehene nahezubringen, fegt plötzlich ein heftiger Sturm Teller, Tassen und Passagiere von der Tafel, bevor sie beide sich in ihren Kojen regelrecht festkeilen und dem Morgen entgegenschlafen.

Ihn hält es nie lange in der Kabine, er muss an die frische Luft, braucht Bewegung, so begrenzt der Auslauf auch ist, aber schließlich hat er schon mit ganz anderen räumlichen Zwängen zurechtkommen müssen. Es ist nicht seine erste Reise nach Kolumbien, aber die erste dorthin mit dem Schiff und die erste mit ihr. Vor gut einem Jahr hatte er seinen Schwestern aus Bonn brieflich seine Entscheidung kundgetan, ganz genau weiß er nicht mehr, warum er den fatalen Satz auch noch mit Rotstift hatte unterstreichen müssen: *Am 15. Februar 1952 werde ich meine Stelle als Dozent für Geographie, Geologie und Mineralogie an der Columbianischen Pädagogischen Akademie in Tunja (2800m) n-lich von Bogotá antreten.* Damit war alles gesagt gewesen,

mit wissenschaftlicher Präzision, das lernte er ja nun schon seit einer Weile. Das Maximum an Gefühllichkeit, das er im Nachsatz noch untergebracht hatte, war der Hinweis auf die schwäbische Herkunft seines dortigen Chefs, aus Tettnang stamme Doktor Sieber. Auch sonst hatte er die Stuttgarter auf seine Art zu beruhigen versucht, ihnen geschrieben, dass er dreizehn Wochen Ferien im Jahr habe, dass der kolumbianische Staat die Kosten für Hin- und Rückreise trage, dass er auch für Verpflegung, Wohnung und die Versorgung der Wäsche aufkomme und ihn, den frischpromovierten Bruder, mit 800 Pesos entlohne, was in etwa der Kaufkraft von 800 DM entspreche, womit sein Vorhaben alles in allem auch in materieller Hinsicht aussichtsreicher sei als ein Berufsanfang in Deutschland. Das Reisefieber, das Fernweh lagen in der Familie, da konnte er auf Verständnis rechnen. Verschwiegen hatte er den Schwestern allerdings damals, dass er sich nicht nur als Wissenschaftler auf den Weg machte, sondern auch als Kundschafter für sie, die nun seit Kurzem seine Angetraute war. Nach ein paar Monaten in Tunja, im europäischen Sommer war es gewesen, hatte er seiner ältesten Schwester geschrieben, dass es da jemanden gebe, eine junge Musikstudentin, die in Köln auf ihn warte und bald seine Auswanderung auf Zeit mitmachen wolle – ein zweites, heftiges

Wo die Kaffeekirschen leuchten erscheint als Buch der Friedenauer Presse. Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

FRIEDENAUER PRESSE

Sommerbuch

Erste Auflage Berlin 2026

© 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@friedenauer-presse.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für
Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Lektorat von Christian Döring.

Das Cover wurde gestaltet von Christin Albert, Berlin.

Der Innenteil wurde gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.

Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.

Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-8048-0

www.friedenauer-presse.de